

Genie ohne Disziplin

Ein verpfuschetes Leben — Zu Gottfried Bürgers 150. Todestag

Von Ernst W. Neumann

Der Lebensweg des Dichters Gottfried August Bürger ist ergreifend. Er hat in den 46 Jahren seines Lebens keine ruhige Stunde gefunden. Schon als Kind wurde er hin- und hergeworfen, und das Milieu, in dem er aufgewachsen ist, hat auf den empfindsamen Knaben nicht günstig eingewirkt. Der Vater war evangelischer Geistlicher, aber trotz seines Standes weit davon entfernt, ein geregeltes Leben zu führen. Es ging drunter und drüber, und Nachlässigkeit und Bummelerei gehörten zu den hervorsteckendsten Eigenschaften des Vaters. Er versäumte alles, nichts war in Ordnung. Die Mutter war zanküchtig; sie keifte im Hause umher, stritt um nichts und wider nichts. Unter diesen Umständen konnte aus dem Jungen nicht viel werden. Vom Vater wurde er in die Schreibkunst eingeführt, namentlich lernte er Latein, aber ebenso verbummelt wie die Lebensführung war auch der Unterricht. Er hat nicht viel gelernt. Aber was am schlimmsten war: der Junge nahm die Nachlässigkeit des Vaters an, und als später der Dichter Bürger Gerichtshalter in Altengleichen war, da türmten sich die unerledigten Sachen zu Bergen an.

Ein Glück war es, daß sich der Großvater des Jungen annahm. Er ebnete ihm den Weg, so daß er einen ordentlichen Unterricht erhielt und auf die Universität nach Halle gehen konnte. Aber hier geriet er in den Klosschen-Kreis. Da dachte man weniger an die Muses als an Amüsements, und Bürger, dem nichts weiter als strenge Zucht fehlte, verfiel in ein sinnloses Bummelleben. Das hat sich bis an sein Lebensende, das am 8. Juni 1794 eintrat, nicht mehr geändert. Er ließ die Dinge gehen wie sie gingen; er konnte sich zu keiner entscheiden-

den Tat aufwerfen. Sein ganzes Leben war ein steiniger Weg, der durch Sorgen und Kummer, Not und Leid führte. Aber das war seine Schuld; denn alles hat er selbst verdorben. Seine erste Ehe war ein Tragödie. Kaum verheiratet, begann er mit der jüngeren Schwester seiner Frau ein Verhältnis. Seine Frau mußte dies, geduldig ertrag sie die seelischen Dualen. Endlich erlöste sie der Tod. Er heiratete die Schwester, Molly. Nach kurzer Ehe starb sie. Nun versank er in die völlige Untätigkeit, zu nichts konnte er sich mehr aufraffen, wie ein Rohr im Winde wurde er von den Ereignissen hin- und hergeworfen. Er, der Mann, hatte den letzten Halt verloren.

Anstatt nun entschlossen den Weg allein zu gehen und für seine Kinder zu sorgen, um später vielleicht noch einmal die Ehe in Erwägung zu ziehen, ließ er sich von einem losen „Schwabemädchen“, das er nicht einmal kannte, zu neuen Heiratsplänen hinreißen. Auf ein Gedicht machte er ihr sofort einen Heiratsantrag. Dann stiegen ihm Bedenken auf, er zog Erkundigungen ein, aber da war es bereits zu spät. Er heiratete die Schauspielrin, als was sie sich ausgegeben hatte und mußte nun erfahren, was es heißt, wenn man blind in die Ehe hineinrennt. Bald spottete ganz Göttingen über den gehörnten Ehemann. Nach zwei Jahren wurde die Ehe geschieden und Büraer stand wieder mit seinen drei Kindern alleine da. Was in den letzten beiden Jahren seines Lebens folgt, war ein dumpfes Hinbrüten. An Leib und Seele gebrochen, von Schulden und Nahrungsorgen geplagt, gequält von einem zunehmenden Brustleiden, so schleppte er sich dahin, kaum noch beachtet. Den Abschluß dieser

Tragödie bildete das Leichenbegängnis. Drei Personen, darunter der zwölfjährige Sohn des Dichters, folgten dem Sarge.

Als danach ein Freund Bürgers eine Sammlung zur Errichtung eines Monuments veranstaltete, schlossen sich Goethe und Herder an. Herder meinte, daß Bürgers Leben in seinen Gedichten sei, weiter bedürfe er keines steinernen Denkmals. Und das ist wahr. Bürgers Gedichte sind unvergänglich. Seine „Lenore“ hat bis auf den heutigen Tag an ihrer Wirksamkeit und Kraft noch nichts eingebüßt. Die Tragödie seines persönlichen Schicksals hat die Ausschöpfung seiner großen Begabung verhindert. Seine innere Zermüththeit, das Zermürren mit sich selbst, vor allem aber die Beherrschung des Ichs, die ihm anscheinend ganz fehlte, unterband die anhaltende schöpferische Tätigkeit. Was er schrieb, warf er hin; selten raffte er sich zu einer größeren Arbeit auf. Ihm fehlte die Ausdauer, und diese war schon zu seiner Zeit notwendig, um sich als Schriftsteller durchzusetzen. An der Begabung hat es nicht gefehlt, aber an der Lenkung, an dem vorgezeichneten Weg, an der Richtung. Er verfiel von der größten Begeisterung, von der aufloderndsten Himmelsstürmerei in die schwerste Melancholie. Gestern begeistert, und heute vom Trübsinn und Schwermut befallen. Zwischen diesen beiden Extremen schwankte er hin und her. Die Arbeit hätte ihm helfen können, aber war er dazu in dem richtigen Sinne angehalten worden? So endete sein Leben in der Verwirrenheit, aus der er sich nicht hat befreien können. Noch heute aber zeugen seine Werke für sein Genie.